

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 180. Bromberg, den 22. September 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

(12. Fortsetzung.)

Der Zeiger rückte weiter. Fünf Minuten vor zwölf. Die Passagiere der „Empire-City" drängten sich an die Fenster, verglichen die Uhren ... starrten wie hypnotisiert auf die Mitte der Landenge.

Eine Minute vor zwölf ... dreißig Sekunden vor zwölf. Ein Sturmstoß faßte die „Empire-City" und warf das riesige Flugschiff wie ein dürres Lindenblatt hin und her. Ein Sturmstoß wirbelte die ganze gewaltige Flotte zu beiden Seiten der Sprengzone wie einen Haufen welker Blätter durcheinander. Patrouillenboote stürzten ab. Wer sich an Bord der „Empire-City" nicht an Griffen und Pfosten festgeklammert hielt, wurde zu Boden geschleudert. Diejenigen, die noch stehen konnten ... die sahen, wie die ganze Trasse von Colon bis Panama sich gleichzeitig hob ... wie die Urwälder dort unten wie wilde See wogten, wie die Erde zu bersten schien. Feurig rot flammte es einen Moment auf der ganzen Linie aus den wogenden steigenden Wäldern. Das Land schien Land in den Äther zu speien. Bis in Meilenhöhe wurde das zerrissene Eingeweide des Isthmus emporgeworfen, ein grausiges Gemenge zerschmetterter Felsmassen und zerfetzten Urwaldes.

Breit und fächerförmig fiel die gehobene Masse wieder nach beiden Seiten zurück, eine mächtige Rinne an der Stelle zurücklassend, an der sie aufgestiegen war. Und im Niederstürzen eine Staubwolke verbreitend, die den Blicken der Schaulustigen alles weitere verhüllte ... selbst wenn sie noch fähig gewesen wären, weiter zu schauen.

Denn jetzt erreichte der erste Donner der Explosion die Höhe der Flugschiffe. Ein Schall, dessen Art und Wirkung sich nicht mit Worten wiedergeben läßt.

Vierundfiebzig Sekunden nach zwölf Uhr erreichte der Donner die „Empire-City". Man hatte sich an Bord vorgesehen. Die Passagiere hatten Watte in den Ohren und starrten mit offenem Munde auf die Vorgänge in der Tiefe. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln war die Wirkung der enormen Schallwellen fürchterlich. Alle entsetzten sich ... erschraken bis ins innerste Mark. Fast alle erblaßten, und viele stürzten besinnungslos zu Boden. Denn dieser schmetternde, nervenzermalmende Explosionsdonner hörte nicht auf. Mit beinahe unverminderter Stärke hielt er nach dem ersten Einsetzen minutenlang an. Von der ganzen Menge der Kanaltrasse über eine Entfernung von beinahe zehn Meilen her drang der gräßliche Ton zu den einzelnen Flugschiffen, zermarterte viele Minuten lang die Nerven der Insassen.

Bis er endlich nachließ, nur noch grollte wie ein abziehendes Gewitter, leiser und leiser wurde ... bis er endlich verstummte ... bis die Herzen und Sinne der Zuschauer wieder freier wurden. Und dann erkannten sie, was geschehen. Zehntausende hatten im gleichen Moment den gleichen Gedanken.

Bei Gott, es ist alles auf einmal gesprengt! Der ganze Isthmus ist auf einmal in die Luft geflogen! Wie wird das enden? ... Wie wird das werden?

Noch versperrte die ungeheure, von Panama bis Colon reichende Staubwolke jede Sicht. Nur das war sicher ... war allen, die das gigantische Schauspiel mitangesehen hatten, unumstößlich klar: Mit einem Schlage waren alle Minen von Panama bis Colon aufgeflogen.

Ein neuer Ton drang in die Lüfte. Ein fernes Rauschen und Brausen zuerst. Immer gewaltiger dann ... zischend und donnernd zuletzt.

Der Niagara ... wie der Niagara ... Nein! ... Nein, viel lauter, viel gewaltiger.

So sprachen diejenigen unter den Passagieren, die einmal an den Fällen gewesen waren.

Ein Sturmwind schien gleichzeitig von beiden Meeren her auf den Isthmus loszufahren. Er zerfetzte die dunstige Staubwolke, schuf freie Sicht ... und sie sahen.

Da lag die ungeheure Rinne, die von der Gewalt des Sprengstoffes mit einem Schlage in den Leib der Landenge gerissen war. Über die ganze Länge, ziemlich gleichmäßig drei Kilometer breit, in der Mitte mehrere hundert Meter tief.

Jetzt begriff auch mehr als einer unter den Zuschauern, welchen Vorteil die Sprengung mit einem Schlage für sich hatte. Wären die Minen hintereinander gesprengt worden, so hätte jede Etappe einen Trichter ausgeworfen. Das Kanalbett hätte eine zusammenhängende Reihe derartiger Trichter gebildet, und es hätte noch mancher Baggerarbeit bedurft, um ein vollkommenes Kanalbett zu schaffen. Dadurch aber, daß das Neobrisit die ganze Masse mit einem Schlage auswarf, war dieses überall gleich breite und gleich tiefe Kanalbett entstanden. Fast wie mit der Reißfeder gezogen, nahm es sich für die Passagiere der „Empire-City" aus.

Ein ungeheurer Graben, in den von beiden Seiten her die See mit der hundertfachen Gewalt der Niagarafälle hineinbrach. Das waren die Quellen dieses neuen brausenden Donners. Zwei schäumende, strudelnde Wasserwände, die von Panama und von Colon her mit Flugschiffgeschwindigkeit in die Rinne hineinjagten. Sturm lief vor ihnen her. Bäume, von der ersten Explosion verschont, brachen wie Glas. Felsbrocken von der Größe eines Hauses kamen in Bewegung, liefen wie die Kegelkugeln daher, bis sie von den dahinjagenden Wassermassen ergriffen, überschüttet und verschlungen wurden.

Glasig grün und schäumig weiß jagte die See hinter den brechenden Frontwellen nach.

Es waren Wetten abgeschlossen worden ... viele Wetten ... hohe Wetten, wer zuerst den neuen Kanal befahren würde. Keiner von den Wettenden gewann. Ein anders unbeteiligtes Fahrzeug vollbrachte die Tat. ... Wider den Willen seines Führers und seiner Besatzung.

Eine große Yacht lag in der Bucht von Panama vor Anker. Die packte der Strom der in den Kanal einbrechenden See. Einen Augenblick straffte sich die Ankertrosse, spannte sich, klang hell auf und zerriß.

Das weiße Schiff lief mit dem Strom ... lief schnell und immer schneller und schoß in die Rinne hinein ... Wie ein Pfeil schoß es dahin — und langsam, aber unaufhaltsam kam es der brechenden Frontwand näher.

Die Passagiere auf der „Empire-City" hielten den Atem an. Auf die Minute ließ sich voraussagen, wann die vorströmenden Wasser die hilflose Jacht bis an die vor ihr herjagende Frontwelle herangezogen haben würden ... wann das Schiff vierhundert Meter tief auf den nackten Fels des noch ungefüllten Kanalbettes hinabgeschleudert und in Atome zerschmettert werden würde. ... Da trafen

die Frontwellen, die von Colon und von Panama her vier Meilen in sechzehn Minuten zurückgelegt hatten, zusammen. . . .

Kochende See bis zum Himmel! Ein Wasserberg türmte sich auf, stieg viele Meter hoch über das umgebende Land, überflutete in unhemmbarem Schwall weite Uferflächen... Und dann stand die See. Atlantic und Pacific standen gegeneinander wie zwei Ringer, die in mächtigem Ansprung aufeinander gestoßen sind und nun ihre Kräfte messen.

Das Tosen und Brausen der Wassermassen klang ab. Ruhig wurde die Luft und ruhig . . . scheinbar ruhig auch die See. In breitem, blinkendem Spiegel füllte sie das neue Kanalbett der ganzen Breite und Länge nach. Die Zuschauer in den Lüften hätten keine Bewegung mehr gemerkt, wenn nicht jene Jacht, dieses im letzten Augenblick dem Rachen des Todes entgangene Fahrzeug, in mäßiger Fahrt auf Colon zu durch den neuen Kanal getrieben wäre. Die Flut im Atlantic gewann die Überhand über die Wasser des Pacific und erzeugte eine merkliche Strömung von Panama nach Colon.

Die in den Lüften sahen die Fahrt der geretteten Jacht, und nun stürzte es sich von allen Seiten her auf die Fläche des neuen Kanals. Flugzeuge . . . große und kleine Schiffe . . . in wenigen Minuten war die Wasserfläche bedeckt, und alle Versuche der Patrouillenboote, es zu hindern, waren vergeblich. Man sah ja, es war alles gut gegangen. . . .

Trotz der Sprengung der ganzen Kanallinie in einer einzigen Etappe war nichts passiert. Alle Bedenken der Sachverständigen waren grundlos gewesen. Der Kanal war da . . . der alte Isthmus, seit Jahrtausenden von Erdbeben und Vulkanausbrüchen mißhandelt, hatte auch diese letzte Mißhandlung, die gleichzeitige Explosion von zwanzig Millionen Tonnen Neobrisit ertragen . . . und die Zuschauer waren voll auf ihre Kosten gekommen . . . mehr jedenfalls, als wenn man etappenweise gesprengt hätte.

*

Das donnernde Dröhnen des Lautsprechers war verklungen.

Guy Rouse trat auf den Präsidenten zu und reichte ihm selbst ein Glas Sekt, hielt ein anderes in der Hand, erhob es und sprach. Zum Präsidenten, zu den Staatssekretären, zu den Herren der New Canal Company.

„Herr Präsident! Meine Herren! Ich erhebe mein Glas und bitte Sie, mit mir anzustoßen und zu trinken auf das glückliche Gelingen unseres Werkes . . . jenes großen, die Völker, Länder und Ozeane verbindenden Werks, dessen erste Etappe nun glücklich vollendet ist. Wir haben den Donner der Explosion hier vernommen. Mit Lichtgeschwindigkeit ist der Klang zu uns gekommen und hat uns erzählt, daß der Sprengstoff seine Arbeit begonnen, auf der ersten Etappe vollendet hat.

Nach diesem ersten Schritt habe ich keinen Zweifel mehr, daß auch die Sprengung der weiteren Etappen glatt verlaufen wird. Auf das Wohl des neuen Kanals, meine Herren!"

Mr. Rouse brachte sein Glas an die Lippen und veranlaßte durch sein Beispiel die anderen Herren, das gleiche zu tun.

Guy Rouse sprach weiter.

„Herr Präsident! Meine Herren! Die Sprengung der anderen Etappen nimmt, wie Sie alle wissen, geraume Zeit in Anspruch. Darf ich Sie bitten, auf einen kleinen Imbiß Gäste der New Canal Cy. zu sein."

Noch während er sprach, öffnete sich geräuschlos die Flügeltüre zum nebenliegenden Raum. Eine weißgedeckte Tafel im Schmuck von Kristall und Silber. Die auserlesensten Delikatessen der Jahreszeit.

Man setzte sich, man griff zu und suchte die durcheinandergewirbelten Nerven mit körperlicher Stärkung wieder in Ordnung zu bringen.

Da schrillte das Telephon.

Mitteilung aus dem Weißen Hause für den Herrn Staatspräsidenten. Nachricht von den Patrouillenbooten... An die Regierung.

Die ganze Kanaltrasse auf einmal gesprengt; von Colon bis Panama alles in die Luft geflogen!"

Starr wurden die Gesichter der Regierungsmitglieder. Totenblässe überzog die Züge Austin Parkers. Es dauerte Minuten, bis er sich sammelte und wieder sprechen konnte.

„Unmöglich! . . . Wie konnte das geschehen! . . . Undenkbar . . . unglaublich! . . . Die Folgen werden . . . können entsetzlich sein . . . ich lehne jede Verantwortung ab. Wie konnte das geschehen, Mr. Rouse?"

Guy Rouse war aufgesprungen und trat auf den Präsidenten zu. Fest und laut klangen seine Worte durch den Raum.

„Herr Präsident! Die Sprengung ist gemäß den Befehlen der Regierung angeordnet und ausgeführt worden. Zeugen dafür sind vorhanden. In erster Linie der Chefingenieur Smith, der den Befehl erhalten hat . . . Ich schlage vor, ihn herkommen zu lassen. . . .

Die einzige Erklärung, die ich für das sonst so unerklärliche Vorkommnis habe, ist die, daß der Druck der explodierenden Minen auch die Nachbaretappen zum Losgehen gebracht hat. Sie erinnern sich, meine Herren, daß einige Sachverständige auch derartige Befürchtungen ausgesprochen haben . . . die wir . . . ich möchte jetzt sagen leider . . . als zu abwegig unbeachtet ließen.

Wie lautete die Nachricht? ‚Die ganze Trasse auf einmal gesprengt!'

Ich sehe in diesen Worten keinen Grund zur Beunruhigung. Die Nachricht besagt nur, daß die Sprengung auf einmal erfolgt ist. Kein Wort davon, daß die schlimme Befürchtung, die man an die gleichzeitige Sprengung knüpfte, eingetreten ist. Jene lächerlichen Befürchtungen europäischer Gelehrter! Die nächsten Minuten werden uns Gewißheit geben. Warten wir es ab."

Ein gedrücktes Schweigen statt einer Antwort. Der Präsident stand in flüsternder Unterhaltung mit dem Staatssekretär des Äußeren. Niemand schien die Sorglosigkeit von Guy Rouse zu teilen.

Da! Ein neues Signal. Fernsprechernachricht, direkt vom Kanal an die Kanalgesellschaft: „Alles gut verlaufen! Kanal gefüllt! Befürchtetes nicht eingetreten."

Das alte Lächeln war wieder auf den Mienen von Guy Rouse, gab seinem Antlitz das Gepräge innerer Ruhe und zufriedener Heiterkeit.

Er sprang auf und wollte gerade zu der Versammlung sprechen.

Ein neues Signal.

Weitere Telephonnachrichten an die Regierung von den Patrouillenbooten. Die gleiche Nachricht, die soeben von der Kanalverwaltung gekommen war.

Strahlendes Lächeln lag auf seinem Gesicht.

Er ergriff sein Glas und erhob sich:

„Meine Herren! Da haben wir's! Unnötig alle Angst und Sorgen! Im Gegenteil . . . Ich weiß nicht, ob ich den Zufall, der hier gewaltet hat, glücklich oder unglücklich nennen soll. Dem amerikanischen Volke, der amerikanischen Volkswirtschaft sind große Kosten . . . etwa fünf Milliarden Dollar . . . erspart worden. Diese europäischen Befürchtungen . . . daß der Mückenstich unserer Sprengung den ganzen Isthmus zerreißen könnte, sind . . . sind . . . durch die Ereignisse widerlegt . . . sind hinfällig. Glänzend gerechtfertigt stehen unsere amerikanischen Gutachter da.

Meine Herren! Ich trinke auf den glücklichen Zufall und . . . seine glücklichen Folgen. Ein Werk von wahrhafter Größe, von weltgeschichtlicher Bedeutung ist geschaffen!"

(Fortsetzung folgt.)

Sonntag . . . Sonnentag.

(Ein Kinder- und Jugendfest.)

Sonntag . . . ein Sonnentag.

Dem Barometer zum ärgsten Trotz. Das fiel und fällt. Die Glocke läutet und die Sonne strahlt. Singend schreitet ein Zug ins Kirchlein, voran die Kinder, dahinter die Jugend und zum Schluß die Alten.

„Ach, bleib mit deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ . . ." Ein jedes hat seinen Platz auf der Kirchenbank gefunden. Feierliche Stille und Erwartung. Die Sonne schaut durch die buntfarbenen Fenster hinein. Gerad in den Altarraum. Zuerst grüßt sie die Astern auf dem Altar, die mit goldstrahlendem Auge aus den großen hellen und dunklen, blauen und roten Wimpern zu ihr aufschauen. Dann umstrahlt sie den Geistlichen und lugt ihm in das aufgeschlagene Bibelbuch. Sie muß wohl erfreut sein über das gelesene heilige Wort: denn die Bibelseite erglänzt wie eitel Gold. Nun spielt sie auf den Kränzlein der Konfirmandinnen, daß sie wie lauter glänzende Königstöchter erscheinen. Die tun zusamt den Knaben Mund und Herz auf. „Lobt froh den Herren, ihr jugendlichen Chöre . . ."

Lange verweilt Frau Sonne bei den Zöpfen und Schleifen, dem lose herabhängenden Flachshaar und den Stupsnäschen der Kleinen in den nächsten Bänken. Sie schaut ihnen auch in die blanken Augen, die andächtig nach dem Altar schauen.

Vom Sonntag soll die Feier handeln.

Allen, die in Trübe irren,
Sollst du eine Heimat sein.
Nimm sie aus den grauen Wirren
In dein strahlend Schloß hinein.

Allen Müden, die die schwere
Sorgendunkle Woche brach,
Sei mit deinem Seraphsheere
Ein entglühter Siegestag.

Allen, die nach Liebe gingen
Sechs verarmte Tage lang,
Sollst du sieben Leuchten bringen,
Sieben Harfen voll von Klang.

Alle, die nach Hause wollen,
Nimm an deine weiche Hand.
Zeig du uns die wundervollen
Berge von dem andern Land.

(Gustav Schüler.)

Mit dem Sonntags m o r g e n beginnt's. Das ist ein ganz anderer Morgen als sonst.

„Sei willkommen, Tag des Herrn,
Friedensengel, Morgenstern,
Labequell im Wüstensand,
Glockenlaut vom Heimatland.“ (Gerok.)

Ein Morgenchoral schwebt durch die Kirche. Dies ist der Tag des Herrn . . .

Die Sonne reckt sich. An weißgekleideten jungen Mädchen schaut sie empor, bis zu den grünen Kränzen im Haar. Die Jungfrauen heben an zu singen:

„Es blüh'n schon die Nelken und die Rosen vielmehr,
Denn heute ist Sonntag und das freut uns so sehr.
Sechs Tage voll Arbeit, müde Füß' und müde Händ',
Aber heute ist Sonntag, da hat's Plagen ein End.
Und fällt dir ein Tränlein aus den Augen oder zwei,
Denk, heute ist Sonntag, da ist alles vorbei.

Kirchgang . . . „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn, mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. . . . Denn der HErr ist Sonne und Schild . .“ (Psalm 84.)

Kinderstimmen lassen das uralte Gebot lebendig werden: Du sollst den Feiertag heiligen. . . . „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbe heilig halten, gerne hören und lernen.“ — Das W o r t . . . Im goldenen Bett des Bibelbuches rinnt der Hirtenpsalm: „Der Herr ist mein Hirte . . . er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser . . .“

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch,
Wie der Herr so sanft gewesen,
Ohne List und ohne Trug.

Wie er hieß die Kindlein kommen,
Liebend hat auf sie geblickt
Und sie in den Arm genommen
Und an seine Brust gedrückt . . .“

Mit Inbrunst singen's die Kinder.

Die Sonne weiß nicht, wo sie verweilen soll, ob bei den singenden Kindern oder bei den Müttern, die hinter den Kleinen ihren Platz haben und mit andächtiger Freude den hellen Stimmen ihrer Sprößlinge lauschen. Lange darf die Sonne aber über diesen Bänken nicht verweilen, denn die Mütter haben die Kleinsten neben sich oder auf dem Schoße, und die blinzeln in die Sonne und greifen mit den Händchen nach den goldenen Strahlen, und das Plappermündchen will die tiefgründigsten Fragen tun nach dem lieben Gott und der Sonne und warum das Fenster einen roten leuchtenden Streifen hat.

Da schleicht die Sonne leise zu dem alten Mütterlein. Das singt so andächtig: „Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören . . .“ Wie lange ist's doch her! Aber so flink sprang auch einst das Füßchen und die Flechten flogen auch so über die Schultern! Liebkosend streichelt die Sonne über das schlohweiße Haar.

„Danket dem Herrn! Wir danken dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich . . .“ Drei Jungfrauenstimmen lassen das Dank- und Tischlied emporsteigen.

Der Sonntagnachmittag . . . Die Sonne muß wieder zu den Kränzen der Jungfrauen eilen. Und sie muß besonderes Wohlgefallen an ihnen gefunden haben, denn sie gießt einen strahlenden Glanz auf ihre Gesichter und macht ihren Mund hell und fröhlich.

„Lieber goldner Sonnenschein, weck uns Sonnentriebe,
Laß uns Sonnenmenschen sein voller Lust und Liebe.
Sonnenschein, Sonnenschein, laß uns Sonnenmenschen sein,
Sonnenschein, Sonnenschein, lieber Sonnenschein!“

Der Geistliche vor dem Altar tut seinen Mund auf. Kurz, denn er hat kleine und kleinste Kinder vor sich, die ihre Augen groß und verwundert zu ihm aufheben. — Es waren sieben Brüder. Sechs gingen auf Arbeit, der siebente aber blieb zu Hause. Und wenn die Sechs müde von der Arbeit heimkamen, dann empfing sie der Siebente mit freundlichem Willkommen. Das Haus war sauber, ein Licht brannte, und der Tisch war gedeckt zum Mahle. Da war alle Arbeitsmüh vergessen. So ging es eine Zeit. Da murrte der eine Bruder: Wir Sechs müssen uns quälen und der Siebente, der Faulpelz, kann immer in der warmen und trockenen Stube sitzen.“ Und er murrte solange, bis der siebente Bruder auch die Hacke und die Sense in die Hand nehmen mußte. Aber als nun die Brüder müde und hungrig nach Hause kamen, da war das Haus noch so schmutzig, wie sie es verlassen hatten, kein Willkommen wurde ihnen geboten, kein Licht brannte, und kein Mahl war ihnen gedeckt. Da murrten sie, und die Tagesarbeit schien ihnen noch einmal so schwer. Bis sie wieder den siebenten Bruder zu Hause ließen. Die sieben Brüder sind die sieben Wochentage, sechs müssen arbeiten und haben einen Alltagsrock an, der siebente aber ist der Sonntag, der wirft einen Sonnenschein über die ganze Woche. Laßt nur den siebenten Bruder zu Hause! Wie der Sonnenschein über den Sonntag fällt, haben wir jetzt vom Morgen über den Kirchgang und den Mittagsdank betrachtet. Den Nachmittag setzen wir im lieben goldnen Sonnenschein draußen bei Spiel und Freude fort. Zu dem lieben Vater im Himmel, der uns den Sonntag und den Sonnenschein beschert, lassen wir unser Gebet steigen.“ — Jung und alt fällt laut mit ein: Vater unser, der du bist im Himmel . . . Kinder beten — wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.

Singend zieht die Schar hinaus, jetzt sind die jungen Mädchen voran. Unter den Tannen, der Eiche und Linde lagert man. Die Schulkinder spielen im Kreise in der Mitte. Die kleinsten tun es ihnen nach. „Ringel, Ringel, Rosenkranz . . . Kickeriki!“ Die Knaben laufen, schreien und greifen sich. Die Jungfrauen aber führen, schier unerschöpflich, Reigen und Volkstänze vor. Man weiß nicht, wo man eigentlich zuschauen soll.

Eine Pause tritt ein. Kaffee wird in Eimern und Kannen herbeigeschleppt. Die Sonne und das Spiel schaffen Durst, und das Pfarrhaus muß die Hände regen.

Die Jungfrauen beginnen darauf mit Volksliedern. Dann kommt die Sehnsucht der Kinder zur Erfüllung. Die Knaben haben schon lange und verlangend nach der Kletterstange emporgeschaut, auf deren Querholz die Kletterpreise in grüner, blauer, roter Umhüllung lustig im leisen Windhauche hin und her wehen. Nun können sie ihre Künste zeigen. Andere hüpfen im Sack miteinander um die Wette oder schnappen nach den Würstchen auf der Schnur. Die Mädchen erringen sich im Topfschlagen allerlei schöne und nützliche Sachen oder suchen den Bonbonregen aufzufangen. Und die Hosenmätze laufen mit Eifer und Anstrengung miteinander um den Preis.

Die Sonne ist vom Zuschauen müde geworden. Die Kinder haben wohl rote Gesichter, aber die Zeit ist ihnen viel zu schnell vergangen. Wir müssen aber der Sonne folgen. Flugs werden die bunten Lampions angezündet, und die Kinderschar zieht singend mit dem hochgehobenen bunten Licht in verschlungenen Kreisen um den Festplatz.

Unter der Eiche im buntfarbenen Lichtkreise steigt zum Schluß der Dank für den Sonnentag zu dem empor, auf dessen Geheiß die Sonne den Tag segnet.

Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen . . .

— Nach Hause.

Gleich darauf kommt der Barometer zu seinem ihm bisher vorenthaltenen Rechte, und er holt alles erbost nach. Blitz und Donner und Regen. Nur zu — der Sonnentag war unser. —

Und das alles war in Sienno ein Jugend- und Kinderfest.

Der Bergführer.

Von **Peter Prior.**

Der steile Grat mit seinen drei lebensgefährlichen Stellen war überwunden. Der Bergführer Sebastian stieg mit wiegenden Schritten auf das verwitterte Holzkreuz des Gipfels zu, unterwegs das Seil zusammenrollend. Ohne eine Spur von Ermüdung mit federnden Gelenken folgte ihm Frau Maria, die Wangen hochgerötet, ein wenig blutend an der rechten Hand, alldieweil die Steine nicht aus Watte sind, wie der Sebastian beim Verbinden scherzweise behauptet.

Unermeßlich weit schier dehnte sich der Blick bis an die letzten Ausläufer der Alpen, im Blau verschwimmend. Hundert Täler lagen 3500 Meter tief, und wie Spielzeug von Zwergen lehnten sich die Dörfer an die Bergriesen.

Der Sebastian saß seitab. Er wollte die junge Frau nicht stören in ihrer Bergandacht. War das ein Weiberleut! Die konnte steigen wie ein Älpler. Keine Spur von Ermüdung, nur wagehalsig war sie. Ohne Seil wollte sie im Kamin hochsteigen!

Er blickte mit seinen Adleraugen den Weg zurück, den sie gekommen. Da flackerte weit drunten ein Feuerlein auf, weitab. Dort saß der Herr Gemahl seiner Begleiterin, der nicht weiter konnte, weil ihm die Luft ausging, und kochte sich einen Tee.

Der Sebastian hatte schon beim Aufstieg die Brauen gerunzelt, als er den Herrn Gemahl schnaufen hörte. Und als der dem Bergführer gar eine Flasche voll Rum zeigte, augenblinzelnd, da war es gar, und der Sebastian sagte dem Herrn gleich auf den Kopf zu, daß er den Berg nimmer bezwingen werde. „Na, dann bleib' ich schön wo sitzen", meinte der Herr, „koch' mir einen starken Tee und warte, bis ihr alle zwei wiederkommt."

Sebastian guckte über ein paar Felsen weg nach seiner Begleiterin. Wie ein Mann stand sie da, und der Gipfelsturm wehte in dem blonden Haar. Unablässig durchforschte die Frau mit dem Zeißglas Nähe und Ferne. Die Sonne brannte auf ihr unbeschütztes Haupt herab.

„Dort unten kocht der Herr Gemahl Tee", rief Sebastian zu ihr hinüber. Aber sie achtete gar nicht darauf, ging vom Gipfel weg und setzte sich, nun doch Schutz suchend vor dem Wind, neben Sebastian. Der Sebastian wußte, was sich gehört. Er nahm eine Decke aus seinem Rucksack, breitete sie der Dame über die Knie und fragte, ob er aus dem Rucksack was zurecht machen sollte, einen Kaffee oder eine Fleischbrüh', oder was zum Essen, Eier, Schinken, Speck, Geselchtes.

Frau Maria saß vor ihm, die Wangen in die Hände gestemmt, wie man eigentlich im Salon nicht sitzt. Aber man war ja nicht im Salon, man war ja weit oben, den Wolken nahe, ja schon über ihnen. Vor ihr saß ein kräftiger Mann, wohl dreißig Jahre alt. Sie kannte den Bergführer schon seit einigen Jahren von ihren geliebten Hochtouren her. Er war einer der berühmtesten und besten Führer im Tiroler Land. Besaß ein schmuckes Häuschen, eine dralle Frau und drei allerliebste Kinder. Hatte gutes Auskommen, setzte nur im Winter ein wenig Fett an, sonst, nach den ersten Touren, war er hager und sonnverbrannt, der lange, wehende Schnurrbart von der Hitze gebleicht. Die Gelenke des Mannes schienen aus Eisen zu sein, und wenn er sie an einer gefährlichen Stelle hochhob mit einer Hand, lachte er stets, als ob er ein Federlein in den Fingern hätte. —

Das Feuerlein war erloschen, wahrscheinlich war der Herr Gemahl nach der Hütte zurückgewandert. Vergeblich forschte der Führer nach dem Zurückgebliebenen durch das Zeißglas.

Und sie stiegen zusammen hernieder nach langer Rast. Es war gefährlicher als hinauf. Und Nebel fiel fein, leichter Schneefall machte jeden Schritt zur dräuenden Lebensgefahr. Endlich waren sie in der Hütte. Da saßen sie alle zusammen und spielten Karten und tranken Bier aus Flaschen. Und achteten kaum darauf, daß ihrer Zweie zurückgekehrt waren nach hundertfacher Lebensgefahr.

„Na, da bist du ja, mein süßes Frauchen", stöhnte der Herr Gemahl und roch nach Bier. „Herr Führer! Bitte einen Kognak, aber einen kräftigen!" „Trink' keinen Schnaps", meinte der Sebastian.

Frau Maria ging nach kurzer Rast in ihr Zimmerchen. Das Schneien hatte aufgehört, der Mond schien hell leuchtend über den Bergen.

Es knarrte die Tür der Hütte, der Sebastian stieg zu Tal. Leise klirrten die Beschläge am Rucksack, vom Hütlein wehte der Gamsbart. Kaum hörbar stieg er den Steig hinab, dem Tale zu.

„Auf Wiedersehen, Wastl!" rief die junge Frau, aber der Sebastian dachte schon an seine Frau und seine Kinder und mochte den Zuruf überhört haben.

„Aber gestatte mir, Maria", sagte unwirsch der eintretende Gatte. „Was soll denn das bedeuten?! Dem Bergführer, er ist teuer genug, Abschiedsworte nachzurufen! Das gehört sich doch wahrhaftig nicht. Wenn die Leute das gehört hätten. Unten sitzen drei Bekannte von mir aus Hamburg — — —" Legte sich hin und schnarchte eine Minute später.

Frau Maria antwortete nicht, horchte hinaus in die Nacht. Und es war ihr, als hörte sie noch immer jemanden bergab steigen, zuerst durch die Latschen, dann durch den Wald, bis ins Dorf, dessen Lichter wie die eines Weihnachtsbaumes heraufschimmerten zur Hütte . . .

Der Flohzirkus.

Von Donald Stuart-Stuttgart.

Es war auf der Gesolei, der großen deutschen Ausstellung in Düsseldorf. Eine winzige Hütte in dem Vergnügungspark, der stolz darauf ist, nur Auserlesenes zu bieten. Vielleicht hat ihn die Ausstellungsleitung aus Gründen der hygienischen Volksaufklärung berufen und ihm den Raum sogar kostenlos überlassen.

Flöhe ziehen eine Kanone, treiben ein Karussel, marschieren am Wagen nach den Klängen einer leisen, feinen Musik, jonglieren mit Kugeln . . . das alles war auf der Ankündigung zu lesen und zu sehen. In meiner Jugend schon hatte ich gehört, daß es solche Wunder gebe. Nie aber konnte ich mir vorstellen, daß der blutsaugende, unverschämte Bursche zu etwas nütze sei, Raison annehme und fügsam werde wie ein Zirkuspferd. Er ist ja kaum zu fangen. Erzählte doch schon das Schulzoologiebuch, daß jeder seiner Sprünge eine sportliche Rekordleistung darstelle und daß die Muskeln seiner Sprungbeine herkulisch seien, gemessen an der Größe des Tieres. Welcher Mensch könnte das Hundertfache seiner Länge springen, in die Höhe und zugleich in die Weite? Aber das macht die Spezialisierung. Der Floh ist sozusagen nur Bein — und Rüssel.

Und Rüssel. Daran liegt's. Es scheint, daß, wer das Blut des homo sapiens trinkt, auch ein wenig von seiner Weisheit bekommt. Denn, das muß ich noch nachtragen, ein Hundefloh kann nie und nimmer Zirkusmitglied werden. Das versicherte mir der Zirkusdirektor, als ich mir die zwanzig Mark verdienen wollte, die er für jedes gut genährte, ausgewachsene männliche Flohexemplar zu zahlen gewillt ist. Aber mit Menschenflöhen konnte ich nicht dienen. Das scheint überhaupt hierzulande schwer zu sein, denn die Flöhe in diesem Zirkus sind fast alle Ausländer oder haben erst im Mannesalter das deutsche Heimatrecht erworben.

Die Dressur der Flöhe ist mühevoll. Schon das Fangen ist bekanntlich keine leichte Arbeit. Man muß ihnen vor allen Dingen das Springen abgewöhnen. Sehr einfach. Man bindet sie an. Ein Pflock und ein 3 Zentimeter langes Schnürchen. Daran können sie nun nach Herzenslust springen, bis ihre Ausdauer müde ist und die Sprungbeine ungelenk werden. Dann marschieren sie bloß noch bedächtig wie gesittete ältere Herren. Das braucht immerhin zwei Monate.

Jetzt sind sie reif, mit ihren Genossen an den Wagen gespannt zu werden. Vierspännig zuerst, bis sie das Ziehen und Geradeausgehen gelernt haben. Das Schnürchen, das ihnen zu Anfang um den Hals gelegt wurde, hält sie nun am Wagen fest. Es läßt sie nimmer los, solange sie leben. Alles geht bei ihnen am Schnürchen. Daran faßt sie der Zirkusdirektor mit seiner Pinzette. Damit treiben sie das Karussel. Mit dem Schnürchen um den Hals stehen sie und halten mit den Füßen feine Stäbchen, mit denen sie aufeinander schlagen wie Fechter. Oder einer liegt auf dem Rücken und balanciert auf seinen 6 Beinen eine Kugel, die doppelt so groß ist wie er, ein anderer steht auf der Kugel und rollt sie vorwärts. Was kann man alles machen mit gelehrigen, gut ernährten Flöhen? Sie können ja so lange lernen. Flöhe sind zäh und haben ein langes Leben. 5 und 7 Jahre alt seien einzelne, sagt der Direktor.

Fast könnte man Mitleid bekommen. Das ganze Leben an solch einem Stricke, so ein gelehriges, flinkes Tierchen, das so allerliebst, so urkomisch unter dem Vergrößerungsglas aussieht. Aber wozu? Sie haben's besser als in Freiheit, wo sie die wohlschmeckenden Träger sich suchen müssen. Ihr Herr hier läßt sie täglich zwei Stunden an sich saugen, nach jeder Vorstellung ein wenig, damit sie guter Laune bleiben. Ist das nicht ein Flohparadies? Und diese Wonne will er allen ausgewachsenen männlichen Flöhen bereiten, die man ihm bringt. Fürwahr, der Flohzirkus gehörte auf die Gesundheitsausstellung.



Bunte Chronik



*** Neuartige Filmaufnahmen unter Wasser.** Das Smithsonian Institut in Amerika hat kürzlich eine eigenartige Filmkamera hergestellt, die von der biologischen Küstenstation bei Tortugas bereits erfolgreich erprobt worden ist. Die Konstruktion dieser Kamera stammt von einem Abteilungsleiter des Nationalmuseums, namens Dr. Paul Bartsch. Mit Hilfe dieses Apparates vollzieht sich eine Filmaufnahme unter Wasser mit gleicher Leichtigkeit und Präzision wie auf dem Lande. Er ist von jedem Filmkundigen mühelos zu bedienen. Bei den Aufnahmen verwendet Dr. Bartsch an Taucherausrüstungen nur den üblichen Sauerstoffhelm. Er hat die Erfahrung gemacht, daß man, wenn der ganze Körper mit Olivenöl eingerieben worden ist, bis zu 5½ Stunden unter der Wasseroberfläche bleiben kann. Die Aufnahmen erfolgen gewöhnlich in einer Tiefe von 10 bis 12 Fuß, sind aber auch schon 35 Fuß unter dem Meeresspiegel ausgeführt worden. —d.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.